

Wunder

Es gibt in Italien Kirchen, in denen den Gläubigen, aber auch dem touristischen Besuchsvolk ein Wunder dargeboten wird. Meist ist es nur dem aufmerksamen Blick zugänglich, es ist oft in einer Nische gleich beim Eingang versteckt oder in der Nähe der Sakristei, nur durch handschriftliche Hinweise auf von Amateuren gefertigten Pappkartons zu sehen, und es drängt sich nicht auf. Im Gegenteil bekommen wir den Eindruck, dass Priester und Pfarrgemeinde gar nicht so sehr darauf erpicht sind, das Wunder öffentlich zugänglich zu machen, und nur weil es sich wirklich zugetragen hat, bekennt sich die Gemeinde verschämt dazu.

Da sind Bilder zu finden, undeutliche Reproduktionen von Photographien oder Gemälden aus vergangenen Zeiten, von Kriegen, Feuersbrünsten, Seuchen, Katastrophen und den darin vorgefundenen Befreiungen, Heilungen, Rettungen. Und irgendwo ist auch der ausgestreckte Arm des Kruzifix, von einer Fliegerbombe oder einer Kanonenkugel getroffen, vom Altar in s Kircheninnere geworfen, und während der Bau in sich zusammenstürzte, legte sich der Gekreuzigte über den Priester, Mesner, Täufling und bewahrte ihn davor, von einem herabfallenden Träger erschlagen zu werden, und der Granatsplitter steckt noch immer im heiligen Glied. Diese Wunder sind Gegenstand lokaler Verehrung, von keiner der hierarchischen Stellen der kirchlichen Obrigkeit anerkannt und von ihnen misstrauischer betrachtet und mehr belacht als von den kritischen Ungläubigen.

Von so einem Wunder, einer Geschichte, die sich unzweifelhaft zugetragen hat, will ich berichten. Ich tue es so, wie die Kirchen in Italien es tun, ohne großen Aufhebens, einfach weil es geschehen ist, mit gebührendem zeitlichem Abstand und mit ruhiger, unaufdringlicher Zeugenschaft. Und wie immer bei Wundern handelt es sich um eine Rettung aus höchster Not. Heute kann ich in Ruhe meinen Bericht abliefern; die Zeit hat das Ihre dazu getan, das Skandalöse aus den Vorfällen damals zu entfernen, wir sprechen kaum mehr davon, und von den Jungen kann sich ohnehin keins mehr erinnern. Außerdem sind die Beteiligten tot außer dem alten Priester, und dass der nicht mehr reden wird, steht fest. Gegenüber dem Wunder verhält er sich als Vertreter des Apostolischen Stuhls, also schweigt er.¹ Der Polizist hat schon viel früher aufgehört, nachzudenken. Verschwiegen war er einerseits von Berufs wegen, andererseits weil ihm niemand geglaubt hätte – oder geglaubt hat, was der Grund für seine Versetzung in den Ruhestand war, den er übrigens genossen hat, wenn auch in Einsamkeit. Ich habe keinerlei Anstalten gemacht, ihn darin zu stören. Nur hin und wieder, wenn er, was selten genug vorkam, betrunken gewesen sein sollte, und wirklich betrunken war er nie, eher trinkfest, und es geschah auch nicht oft, dass er seine Standfestigkeit unter Beweis stellte, erging er sich in Andeutungen, die eine schwer verhehlte Wut sichtbar werden ließen. Aber auch er ist tot, und manche sagen, er starb an gebrochenem Herzen, weil ihm kein Glauben

¹ Während ich mit der Niederschrift dessen befasst bin, erreicht mich die Todesmeldung auch des Monsignore. Ich werde darauf noch zurückkommen müssen, ohne die einführenden Worte jetzt zu ändern.

geschenkt, die Affaire vertuscht und die Angelegenheit der Vergessenheit anheim gestellt wurde.

Der Bürgermeister ist auch tot. Kein Wunder, war er doch das erste – und vom gesetzlichen Standpunkt aus betrachtet – das einzige Opfer, wenigstens das, das gewaltsam um sein Leben kam. Die, die dafür der Verantwortung geziehen worden waren, sind, selbst wenn sie noch leben, aus unsrer Welt verschwunden. Sein Nachfolger hat mehr damit zu tun, die Geschäfte der Stadt in Gang zu halten, ohne sich wirklich um Wesentliches zu kümmern. Er beklagt, dass er diesen Posten nie angestrebt habe, dass diese Aufgabe ihm das Mark aus den Knochen sauge, dass alles ungeheuer kompliziert wäre, die Wirtschaft, die Arbeitslosen, die Sachzwänge, dazu käme, dass die Partei und die Leute überhaupt ihn nicht unterstützen, auf nichts und niemand wäre Verlass. Ja früher hätte es nur einer Unterschrift bedurft, und gewisse Dinge wäre in s Reine gebracht worden: der eine Wohnung, dem ein Arbeitsplatz und zwei verlässliche Stimmen bei der Wahl. Jetzt sagt der Betriebsrat, den wollen wir nicht, oder schlimmer noch, er sagt sogar nicht einmal, wollen wir den oder doch nicht, er sagt, mit der Unternehmensleitung wäre abgestimmt, keine Neuaufnahmen vorzunehmen, und die Unternehmensleitung ist aber doch von der eigenen Partei mit den eigenen Leuten besetzt worden. Genauso sieht es im Wohnbau aus, oder versuch, deiner Nichte einen Kindergartenplatz zu beschaffen; abgesehen davon, dass der Kindergarten ohnehin bald geschlossen wird. So ist es auch kein Wunder, wenn der aktuelle Bürgermeister immer grauer und griesgrämiger wird, immer weniger in der Öffentlichkeit bemerkt wird, sich immer weniger Leute an ihn wenden, er immer weniger Leute erreicht.

Ich will damit nicht sagen, dass der alte Bürgermeister unserer Stadt, der der jetzt tot ist, beliebter gewesen war. Und auch dass er mit zwei Schüssen aus einer kleinkalibrigen Handfeuerwaffe getötet wurde, deutet nicht auf übermäßige Popularität hin. Dennoch glaube ich, dass, ereilte seinen Nachfolger ein gleiches Schicksal, die Empörung, die Betroffenheit, der Rumor nicht so eklatant wie damals sein würde. Heute würden die Leute schnell zur Tagesordnung übergehen, ja, fast scheint es mir, als wäre so ein unrühmliches Ende einer politischen Laufbahn im Bewusstsein, in der Erwartung der Menschen nichts Besonderes, würde eher passend sein. Um es deutlich zu machen: Was damals die Leute erschreckte, war, dass die Ermordung nicht comme il faut war; heute wäre sie es. Aus meiner Tätigkeit als Journalist weiß ich, wie die Leute denken. Ich bin sicher, dass damals die Schadenfreude, das klammheimliche Goutieren, die Lust am Schauder sicher stark genug war, um das auszulösen, was als Betroffenheit der Bevölkerung auch in meiner Zeitung dargestellt wurde. Ich kann mir aber nicht vorstellen, dass das heute noch mehr als eine Schlagzeile wert wäre.

Natürlich würde unsere Schlagzeile auch heute mit der Betroffenheit und dem Choque aufmachen. Das verlangt das Berufsethos, das wollen die Sitten. Aber wir würden dabei die Schadenfreude aussprechen – offen, nicht einmal zwischen den Zeilen. Damals wurde die Schadenfreude unterdrückt, wohl auch deshalb, weil sie ein Gefühl war, das keins von uns wirklich wahrhaben wollte. Dieses Raisonement wurde versteckt hinter einer

humanen Rationalität, die sich die Frage nach dem Warum des Mordes stellte, so als gäbe es etwas zu begreifen an den Mordgesellen, wie eben auch ein Gericht mildernde Umstände oder überhaupt nur Umstände sucht, wie ein Kriminalist glaubt, ein Geständnis nur dann gültig zu bekommen, wenn der Delinquent seine Beweggründe preisgibt, erleichtert den persönlichen Kontakt mit seinem Verfolger herstellt, in ihm den Beichtiger sieht und um Absolution fleht. Ich glaube nicht, dass diese Sicht auf die Dinge der Welt heute noch verfängt. Es würde im gegenständlichen Fall einfach ein Böses akzeptiert werden, dem wir nicht zugehören.

Monsignore hatte diese Sicht nie. Weder damals noch heute hatte er sich der allgemeinen Rationalität ergeben. Der Hofrat war damit nie zu Rande gekommen. Zwar hatte er Monsignore durchschaut, konnte ihm seine nachträglichen Verwicklungen wenn nicht nachweisen so doch behaupten. Monsignore hatte aber die Zeit Gottes und den Einfluss des Heiligen Stuhls auf seiner Seite. Der Hofrat hingegen war Beamter.

Sie werden verzeihen, dass ich mich noch immer in der Einleitung aufhalte. Ich brauche, selbst, nachdem so viel Zeit vergangen ist – wir beinahe in ein neues Zeitalter eingetreten sind, die Ereignisse liegen bald zwanzig Jahre zurück, der neue Bürgermeister ist längst ein alter, der nur durch eine Änderung der Wahlordnung noch immer im Amt ist, eine Änderung, die leicht das qualifizierte Quorum in der Stadtverwaltung und dann in der Landesgesetzgebung erreichte, weil klar war, dass es keinen anderen Nachfolger gegeben hätte und wenn doch, dann keinen besseren und vor allem keinen willigen –, Zeit, mich wieder zu besinnen.

Aber ich werde bald auf das Wesentliche – auf das Wunder – zu sprechen kommen; das verspreche ich. Was also geschehen ist, war, dass unsere kleine Stadt ein ST verliehen bekam. Böse Zungen sprachen damals, als Wortspiele noch als Ausdruck intellektuellen Vermögens galten, von Ästhetisierung. Der Hintergrund war einfach. Der Heilige Vater aus Rom hatte unser Land besucht, seine Messen abgehalten, wo er willkommen war oder sich angesagt hatte. Unter anderem hatte er auch unsere Stadt besucht und sie der Heiligen Mutter Gottes in einer feierlichen Zeremonie geweiht. In der Folge wurde im Stadtrat der Antrag gestellt, die Stadt derart umzubenennen, dass dem Namen des Schutzpatrons, der mit dem Namen der Stadt identisch war, endlich ein St. vorangestellt werden sollte. So sollte der heilsgeschichtliche und geschichtliche Charakter der Stadt überhaupt betont werden. Was noch dazu kam, war, dass der Heilige Vater in einer in dem Besuch und der Weihung der Stadt enthaltenen Feierlichkeit gleichzeitig einen Toten heilig sprach, der den Namen von Stadt und Stadtpatron trug.

Ganz zufällig war es nicht zu dieser Namensgleichheit gekommen. Sie verdankte sich vielmehr dem alten Brauch, unehelich geborenen Kindern am Tag der Taufe den Namenstag aus dem Heiligenkalender zu geben. So war es auch bei Pankraz Koblinger geschehen, der am Namenstag des Stadtpatrons getauft worden war. Er war ein lediges Kind gewesen, das aber in der Schule durch seine Intelligenz und Fügsamkeit auf sich aufmerksam gemacht hatte.

Lehrer und Pfarrer protegierten ihn und er kam auf s Priesterseminar. In der ersten Republik fiel er durch Loyalität zum Bundeskanzler und durch ausgeprägten Konservatismus auf. Im Krieg predigte er gegen die Politik des Regimes. Das ließ man ihm durchgehen, um ein Ventil für die Unzufriedenen zu schaffen. Als seine Predigten sich mehr gegen die Partei zu richten begannen, als an die Stelle einer allgemeinen Kritik, die zudem noch mit Zitaten aus „Mein Kampf“ garniert war, die Propagierung eines österreichischen Nationalgedankens zu treten begann, war es um Pankraz Koblinger geschehen. Die Situation schaukelte sich auf, Koblinger verhärtete sich. Seine Oberen nahmen ihn in s Gebet. Der kleine Priester erklärte, er hätte seinen Eid Gott geleistet und nicht dem Führer. Er wurde gefragt, was das nun mit Österreich, der Ostmark, dem Deutschen Reich, dem Führer zu tun hätte. Koblinger blieb die Antwort schuldig, abgesehen davon, dass er erklärte, nur ein österreichischer Staat sei ein katholischer Staat. Beweisführungen gegen diese subversive Ansicht verschloss er sich mit einer Begründung, die auf Augustinus fußte.

Koblinger wurde zur Beichte befohlen. Sein Beichtiger befrag ihn unter dem Schutz des Beichtgeheimnisses, ob er etwa mit Juden zu tun habe. Koblinger wies diese Insinuation entrüstet zurück. Später wurde daraus die fromme Legende, er habe während dieser schlimmen Zeit seinen Friedhofsgärtner – in einer anderen, weniger feinfühligem Version seine Köchin – geschützt und gerettet.

Ihm wurde „zu seinem eigenen Schutz“ befohlen, sich in ein Kloster zurück zu ziehen. Dort wurde er unter ungeklärten Umständen verraten und ausgeliefert. Bei seinem Prozess wurde ihm bedeutet, er solle theologische Argumente zu seiner Verteidigung anführen, es sei dem Reich an einer Verurteilung nicht gelegen. Koblinger verweigerte die Aussage, beschränkte sich darauf, zu wiederholen, er hätte seinen Eid nicht auf den Führer geleistet. Das genügte trotz der Anstrengungen des Verteidigers, eine Geistesverwirrung oder wenigstens einen Konflikt nachzuweisen, um ein Todesurteil zu rechtfertigen.

Der Heilige Vater sah sich jedenfalls in der Lage, anlässlich seines Besuchs unserer Stadt zu schmeicheln, indem er Pankraz Koblinger zur Ehre der Altäre erhob. Der Bürgermeister brachte dann bekanntlich den Antrag im Stadtrat ein, diesem Ereignis Rechnung zu tragen, indem unsere Stadt von Pankraz in Sankt Pankraz umbenannt werden sollte. Zu dem Zeitpunkt, als der Antrag beschlossen war und durchgeführt werden sollte, war der Heilige Vater längst wieder in Rom. Die Opposition hatte pflichtschuldigst dagegen sein müssen, denn die Mehrheit im Senat war sozialdemokratisch, die christlichsoziale Minderheit also reflexartig gegen die Umbenennung der Stadt. Zunächst war ihr Argument, dass die Heiligkeit des Namens nicht von einem durch die Sozialdemokratie verfügten ST abhängig sei.

Der Bürgermeister ließ seine Fraktion höhnisch antworten, mit dem Christentum der verehrten Kollegen sei es nicht weit her; zwar ließ er nur eine Hinterbänklerin in diesem Sinn auftreten, deren Abgang leicht zu verschmerzen wäre, falls sich eine unbedachte Äußerung zu einem Skandal

auswüchse, aber das Wort blieb im Raum stehen, die Opposition schätze ihre eigenen Ideale nur, solange sie sich nicht um Fortschritt und Zukunft der Menschheit kümmerten. Bevor die Angelegenheit aber langweilig wurde, verschwand sie von der Tagesordnung.

Dann geschah zweierlei. Es standen Wahlen in s Haus und eine Initiative, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, den letzten Kaiser wenigstens selig sprechen zu lassen, wurde in unserer Stadt tätig – um nicht zu sagen lästig, wenn ich mir als Chronist auch dieses Urteil versagen muss. Jedenfalls holte unser Bürgermeister die alte Idee hervor, die Stadt im Rahmen einer großen Feierlichkeit umbenennen zu lassen, und nun war auch die christdemokratische Opposition dazu bereit. Einerseits konnte sie sich gegen die royalistischen Überbleibsel abgrenzen, andererseits bot sie einen Erzbischof aus der Hauptstadt und dazu gleich den päpstlichen Nuntius auf. So erhoffte sie sich auch Unterstützung und Einfluss beim Wahlgang, aber gewonnen hatte sie letztlich nicht. Zwar war ihr der Gegenkandidat abhanden gekommen, aber die unvermeidliche Mitleidswelle, die über unsere Stadt hereinbrach, spülte einen vollkommen unbedeutenden Sekretär unsres Bürgermeisters an dessen Stelle, wo er auf die peinlichste Weise unter Beweis stellte, dass er keinen geraden Satz zu formulieren im Stande war, der ihm nicht von seinem Chef oder dessen Ghostwriter vorformuliert worden war. Nach gewonnener Wahl und den ersten gestammelten Dummheiten wurde ihm zugute gehalten, dass er noch bestürzt und betroffen von der Art sei, die ihn in s Amt geführt hatte; später gewöhnten sich die berufsmäßigen Kritikaster – also Leute wie ich – an seine sonderbare Ausdrucksweise und stellten (wie immer) fest, dass noch keins, das in der Verwaltung unsrer Stadt Karriere gemacht hatte, irgend etwas besser oder schlechter als die anderen erledigt hätte, wie immer auch das Auftreten für Volk und Öffentlichkeit gewesen war.

(...)

Überhaupt war diese Verwirrung von sonderbarer Art. Ich war nicht direkt anwesend gewesen. Ich befand mich am Rand des Fests, teils weil die direkte Berichterstattung einem jungen Wesen überantwortet worden war, das eifrig an meinem Stuhl sägte, und ich durchaus bereit war, diesem Menschen die Gelegenheit zu geben, sich seine ersten Sporen bei einem langweiligen Ereignis zu verdienen, teils weil ich aus langer Erfahrung in meinem Beruf wusste, dass die interessanten Dinge immer dort stattfanden, wo sie nicht von der Tagesordnung geplant waren. Ich hatte daher eine privilegiertere Position als das Wesen eingenommen, das mich auszustechen sich angeschickt hatte. Ich saß auf der Terrasse einer Wirtschaft, angemessen entfernt vom Festplatz. Die Wirtschaft lag an einem Hügelrücken, so dass wir bequem alles überblicken konnten.

Wir, das waren zwei ältere Herren meines Alters und ich, und es ist eine sonderbare Fügung, dass sie beide im Fortgang der Geschichte eine entscheidende Rolle spielen würden; dies waren also Monsignore Dr.

Schwartz und Hofrat Dr. Hanser.² Monsignore Schwartz war unterdurchschnittlich groß, was er durch Breite wettmachte. Dabei war er aber weder dick noch korpulent, sondern nur sehr kräftig. Seine Statur war die eines Ringers, was durch den kantigen Schädel mit dem kurz verschnittenen Haupthaar noch betont wurde. Das Gesicht strahlte eine Mischung aus Güte, Intoleranz und Wissen aus; glatt rasiert sah einen der Monsignore ebenso skeptisch wie wohlwollend an. Er hatte seine Feuertaufe als junger Divisionskaplan auf den Schachtfeldern des letzten Weltkriegs erhalten und diese Fährnisse überlebt. Er war dabei weder dem Befehl des Führers noch dem eines Militärkommandos gefolgt, auch nicht seinem Herzen, sondern schlicht der Anweisung Roms. Zwar hatte es schon damals Stimmen gegeben, die sich verwundert darüber ausließen, dass ein so viel versprechender junger Mann den Gefahren des Kriegs ausgesetzt wurde, wo der frisch gebackene Dr. Schwartz doch über Beziehungen und Protektionen bis weit nach Rom verfügte, aber der Monsignore hatte mir einmal, als er über alte Zeiten sprach, gesagt, die Kirche hätte damals sich um Vieles kümmern müssen: um Schafe, die im Widerstand zum herrschenden Regime standen, wie um solche, die freudig oder wenigstens nicht ablehnend ihre nationale Pflicht zu erfüllen trachteten. Und wenn in diesen bewegten Zeiten auch die meisten der jungen Priester wussten, wie eine Handfeuerwaffe oder ein Sturmgewehr zu bedienen war, so war es doch der Heilige Stuhl und seine nachgeordneten Nuntiatoren, die die Entscheidung trafen, wer sich auf welcher Seite welcher Aufgabe zu unterziehen hatte, und diese Entscheidung war wohl durchdacht gewesen und brauchte nicht erst begründet zu werden.

Nach dem Krieg sammelte Monsignore, ohne dass die guten Kontakte nach Rom abrissen, seine Meriten als Jugendseelsorger und Schulbuchautor, als Verfasser von pädagogischen Schriften, die – entsprechend der Aufbruchsstimmung nach dem Krieg – mit althergebrachten Vorstellungen radikal aufräumten, und als Organisator von Jugendreisen und Freizeitveranstaltungen, in denen der religiöse Hintergrund Hintergrund blieb, im Vordergrund die Freude der Jugend an ihrem Leben stand und eine christliche Unterweisung nur durch das persönlich-distanzierte Gespräch, das die intellektuellen Fähigkeiten der Heranwachsenden zu fördern trachtete, sowie durch das beispielhafte Leben des Monsignore stattfand. Und so wenig er seine Gönner in Rom mit auch nur einer Eingabe für sich persönlich beanspruchte, so wenig drängte er die ihm anvertrauten Zöglinge

² Und dass wir drei uns am Rande des Geschehens aufhielten, lässt nicht darauf schließen, dass der Monsignore und der Hofrat auch beruflich – wie ich – ihren Standort bedroht sahen und zu verteidigen hatten. Die Kirche verfügt über andere Mittel als über junge Nachrückende, wenn es darum geht, Mitarbeiter bei der Stange zu halten, neu zu motivieren oder aus dem geschäftigen Treiben der Welt heraus zu halten, ganz abgesehen davon, dass Gott eine andere Zeit hat als wir Menschen und daher mehr Geduld im Guten wie im Bösen, unbesehen seines Heilsplans. Die Polizeiführung wiederum sah sich mit der Tatsache konfrontiert, dass der Hofrat als Beamter unkündbar und in der Gesellschaft (selbst in der schlechten) wohl gelitten war und darüber hinaus sich untadelig führte und nicht mehr Marotten pflog, als von einem Hofrat ziemlicher Weise zu erwarten waren. Der einzige, dessen Stellung zur Disposition stand, war ich, und ich hatte mir außer meinem Alter nichts zu Schulden kommen lassen, was allerdings den Vorzug einer gewissen Weisheit mit sich brachte, und ich war also nicht beunruhigt. Eher sah ich den Lauf der Dinge als etwas, dem ich mich unterzuordnen hatte, und sei es nur, um den Konsens unsrer Gesellschaft nicht willkürlich wegen eines Einzelschicksals in Frage zu stellen.

zu etwas, das sie nicht wirklich selbst wollten, blieb immer zurückgezogen, aber teilnehmend, was ihn dazu veranlasste, in den wenigen Fällen, in denen sich seine Schützlinge nicht bewährt hatten, als Feuerwehr und Rettung, wenn auch ohne Martinshorn und Blaulicht, aber mit angemessener Autorität einzugreifen und Scherben zu kitteln, wobei er diese Autorität unmissverständlich nur in diesem speziellen Fall einsetzte und die Gestrauchelten anwies, sich dieselbe Autorität an sich selbst und für sich selbst zu erwerben, um seines Einschreitens entbehren zu können. So tat er sein Leben lang seine Pflicht, ein Soldat Roms und Gottes, ohne mehr zu erwarten, als ihm die Kirche verhiess. Zu erwarten, was Gott verheißen hatte, erschien ihm anmaßend.

Von anderer Art war der Hofrat. Zwar war er wie der Monsignore eher unnahbar, wenn auch wie er dabei freundlich, höflich und den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen zugetan und offen, und wenn er wie er ein offenes Ohr für alle hatte, so war seine Abgrenzung doch mehr zynischer Natur. Wo der Monsignore seine Pflicht für Gott sah, an den er glaubte, sah der Hofrat eine Pflicht an den Menschen und für den Staat, an den er nicht glaubte. Wo er die Menschen liebte und sie zu schützen trachtete, sah er gleichzeitig einen Staat, der diesen Schutz nur halbherzig und sparsam gewährte, was bei ihm einen intellektuellen Hochmut auslöste, der seine Liebe zu den Menschen und seine Verachtung für die Gesellschaft jeweils förderte. Die Aporien dieses Lebens bekämpfte er mit Sport, Schießübungen, kulturellem Eskapismus (dem sich seine Freundschaft mit mir verdankte; den Monsignore als Freund zu bezeichnen, hieße, von beiden Seiten zu viel zu verlangen) und einem ausgeprägten Zölibatismus, den er nur unterbrach, um seine Liebe zu den Menschen und seine Verachtung der Gesellschaft auf eine höhere Stufe zu schrauben. Dieser Prozess hatte noch während seines Studiums beider Rechte begonnen und hatte sich durch die Polizeikarriere hindurch exponentiell gesteigert, so dass am heutigen Tag ein jedes, das mit der Polizei in Berührung kam, froh war, wenn der Hofrat mit der Angelegenheit befasst, und ebenso froh, wenn alles ausgestanden war.

Was mich betrifft, so kann ich nur sagen, dass ich mich als Chronist, Reporter, als Stadtschreiber, als Verwalter der Regesten betrachte. Dass ich mich an jenem denkwürdigen Vormittag in der Gesellschaft des Hofrats und des Monsignore aufhielt, hat aber nichts damit zu tun, dass ich etwa um Informationen und Hintergrundberichte anstand. Vielmehr war es mein ausgeprägter Konservativismus, der mich veranlasst hatte, diese Gesellschaft zu suchen. Wie in den Dörfern manchmal am Stammtisch der Wirtshäuser – so es welche noch gibt – Arzt, Apotheker, Tierarzt, Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister zusammen sitzen, es kann auch noch der Förster dabei sein, so halte ich dafür, dass mein Zusammensein mit dem Hofrat und dem Monsignore dieser Exklusivität entspringt; die, die symbolisch wie wirklich unsere Gemeinschaft repräsentieren,³ die haben sich auch ein gemeinsames Auftreten verdient und erworben. Und so saßen wir auf der Terrasse dieser Wirtschaft über dem Festplatz und genossen den Frühschoppen, den der Monsignore angeschafft hatte, wie die Aussicht auf

³ Wohlgermerkt: eine Gemeinschaft der Gläubigen! Handle es sich um die Geschichte, das Recht oder die Religion, immer sind wir durch den Glauben daran gebunden.

den unter uns liegenden Platz mit seiner Tribüne, seinen Girlanden und Luftballons und Werbeplakaten für unsere Stadt, womit natürlich die Partei des Bürgermeisters gemeint war, aber das wurde noch nicht ausgesprochen, denn der Wahlkampf würde erst in zwei Wochen beginnen; bislang noch waren Partei und Stadt quasi in heiliger Ehe unauflöslich vermählt und keins stieß sich noch daran, dass beide als das Gleiche und Selbe dargestellt wurden.⁴

Wir jedenfalls hatten auf der Terrasse, da es versprochen hatte, trotz des Datums des Eisheiligen⁵ ein schöner warmer Tag zu werden, Platz genommen, selbstverständlich war uns der Tisch mit der besten Aussicht gegeben worden, ohne dass wir gefragt hätten (Der Herr Redakteur, der Herr Doktor Hofrat, Hochwürden Doktor Monsignore! Ich bitte Sie! Ihr Tisch bitte!), und blickten verachtungsvoll (wie mir schien, trafen wir einander in einer wenn auch nicht ausgesprochenen Ablehnung des Spektakels) und mit dem Interesse derer, die mit etwas befasst sind, das sie kennen, nicht mögen, aber voll Würde und Mitleid ertragen, hinunter. Der Wein war gut und wir ersparten einander unnötige Worte. Als die zwei Schüsse fielen, waren wir zwar alarmiert zusammengezuckt, behielten aber die Contenance. Wir brauchten auch nicht aufzuspringen wie die anderen Gäste auf der Terrasse, denn wir hatten ja den besten Platz. So blieben wir sitzen und zeigten angemessene Erschütterung und angemessene Übersicht. Der Hofrat griff nach seinem Pager und legte ihn auf den Tisch. Bald würde die Polizei sich bei ihm melden. Bis dahin starrte er hinunter. Ich blickte ebenfalls auf den Festplatz, der Monsignore schien in eine religiöse Handlung versunken. Ich weiß nicht, ob die Letzte Ölzung auf Entfernung gespendet werden kann. Aber seine Lippen bewegten sich und er rezitierte leise.

⁴ Es ist überhaupt ein Sonderbares zu sehen, dass gerade dann, wenn das Volk als Souverän seine Stimme zu erheben hat, die Stadt von der Partei abgekoppelt wird. Die glückliche Fügung, die beide zusammen gebracht hat, gilt plötzlich für die Dauer des Wahlkampfes nicht mehr, und wo der Bürgermeister durch die Amtsperiode hindurch nur Pankrazer und Pankrazerinnen kennt, die er wütend gegen jede Zumutung einer anderen Gemeinde verteidigt, dort wird er zu einer solitären erratischen Gestalt im Wahlkampf, die – wie ex machina – plötzlich sich seiner Gemeinde annehmen will, mit der er bis jetzt quasi nichts zu tun hatte, die er jetzt aber glücklich machen will. Kaum die Wahl geschlagen, ist er unter dem allgemeinen Jubel und der giltigen Versicherung der Bevölkerung wieder Bürgermeister aller, die in Pankraz wohnen, und quasi Pankraz selbst.

⁵ Es war zwar geplant gewesen, die Feierlichkeiten nicht am Namenstag des Heiligen durchzuführen – aus Gründen, die eher von Furcht vor dem Wetter bei einer Veranstaltung im Freien als dem Gedanken einer Trennung von Kirche und Staat entsprangen –, aber schließlich fügte sich alles, wie es sollte.